

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Raymond Bategay

Die Hungerkrankheiten

Unersättlichkeit als krankhaftes Phänomen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort zur Taschenbuchausgabe	7
Vorwort	8
Allgemeine Betrachtungen	10
Anorexia nervosa	20
Adipositas	31
Der »Hunger« nach Wärme, Stimulation und Fusion bei narzißtisch Gestörten	56
Der Hunger bei Depressiven und Süchtigen	64
Die unersättliche, destruktive Tendenz zu einer totalen Fusion mit einem Objekt und dessen Zerstörung	79
Der Hunger des Diabeteskranken	97
Magen-Darm-Störungen als Ausdruck einer Hungerkrankheit	105
Die Herz-Kreislauf-Erkrankungen unter dem Gesichtspunkt des behinderten Taten-Hungers	114
Der emotionale Hunger bei Bedrohung des Lebens durch schwere Krankheit	123
Das Hunger-Leiden	131
Der Lebens-»Hunger«	138
Die Unersättlichkeit in der Politik und die »Unverdaulichkeit« des Eroberten	144
Epilog	149
Literaturverzeichnis	159
Namenregister	170
Sachregister	174

Allgemeine Betrachtungen

Nie mehr hat es der Mensch so leicht, Nahrung zu erhalten, wie im menschlichen Mutterleib. Es ist ihm im Milieu des mütterlichen Uterus auch jene Wärme garantiert, die seine physiologischen Funktionen anregt und gleichzeitig sein Wohlbefinden garantiert. Zur Zeit der Geburt ist das menschliche Wesen gezwungen, den Mutterleib zu verlassen. Es wird ausgepreßt in eine kühle Welt, besonders in unserem Kulturkreis, in unseren geographischen Breiten. OTTO RANK (1924) sprach von einem Geburtstrauma, das der Mensch erleide. Die erste Manifestation des Kleinkindes ist dementsprechend ein Schrei, der zugleich die Kränkung durch das Ausgestoßensein und die Forderung nach Wiederherstellung der im Mutterleib herrschenden Homöostase beinhalten könnte. Zwar deutet vieles darauf hin, daß das Kind, dessen Mutter nicht genügend Ruhe und Muße hatte, sich der Frucht bzw. dem Kind im Mutterleib zuzuwenden, nicht jene »erhabene Erhabenheit« (GRUNBERGER, 1971/1976) erfuhr, die es für das Leben nach der Geburt vorbereitet hätte, um so mehr »Hunger« nach Herstellung des verlorenen (oder nie erlebten) Gleichgewichts in seiner neuen, sozialen Umgebung empfinden und schreien wird. In diesem Schrei dürfte mitenthalten sein die aggressive Aufforderung nach jener mitmenschlichen Präsenz, die es sichert, die es Wärme, belebende Stimulation erfahren läßt. Das menschliche Kind ist, weil es, wie PORTMANN (1944) zu Recht feststellt, im Vergleich zu dem ihm nahestehenden Primatenkind zu früh zur Welt kommt, noch unreif, noch nicht imstande, sich alleine fortzubewegen. Es ist total auf Hilfe angewiesen. Nicht einmal die Wärmeregulation ist ihm in den ersten Lebensmonaten selbst möglich. Es bedarf also einer »sozialen Gebärmutter«, eines »sozialen Uterus«, der es nährt, stützt, ihm Sicherheit und Reize bietet.

Der »Hunger« nach taktiler Nähe, nach warmer Umsorgung und Reizvermittlung kennzeichnet die erste Lebensphase des menschlichen Kindes. Der Haut kommt als Kom-

munikationsorgan hervorragende Bedeutung zu. SIGMUND FREUD (1916/1917) hat mit seiner Betonung der Oralität in der ersten Phase der Kindesentwicklung wohl die bloße Nahrungsaufnahme überbewertet. Es ist schließlich gleichgültig, ob die angebotene materielle Ernährung künstlich hergestellt oder in natürlicher Form als Brustmilch gegeben wird. Wesentlich ist vielmehr die Art der Darreichung. Auch bei künstlicher Ernährung ist der Hautkontakt mit der Mutter wichtig. Bei natürlicher »Fütterung« ist es der Kontakt mit der Mutterbrust, sicher besonders auch im Bereiche der Oralität, der dem Säugling jene überzeugende Nähe der Mutter vermittelt, die ihm Sicherheit und Geborgenheit schenkt. Der kindliche Schrei bei der Geburt – der ja nicht in allen Kulturen vorkommt, vor allem nicht in jenen, in denen das Kind sogleich an die warme Haut der Mutter zu liegen kommt – bedeutet dementsprechend Ausdruck eines Hungers, der dann ausbricht, wenn die intrauterine Homöostase verlorengelht und demzufolge eine Frustration in bezug auf Umsorgung entsteht. Kräftige Säuglinge werden dazu neigen, durch ihre Lautgebung intensiver mütterliche Zuwendung zu fordern als schwächliche. Es wird also auch vom Kinde bestimmt, welche Umsorgung und wieviel die Mutter an Umhegung dem bzw. der ihr Entsprungenen angedeihen läßt. Nicht nur die primäre Motivation der Mutter zählt, sondern auch die sekundäre, die durch den Säugling, durch die Demonstration seines »Hungers« hervorgerufen wird.

Mit der Anwendung des Begriffes »Hunger« in einem weiteren Bereich habe ich im Grunde bereits ausgesagt, daß ich darunter alle jene Manifestationen verstehe, die des Menschen aktives, »aggressives« Verlangen nicht nur nach (oralen) Fütterung mit Nahrung, sondern auch nach gefühlsmäßiger, warmer (taktiler) Zuwendung umfassen. Er deckt damit auch jene Sehnsucht nach Kontakt und Kommunikation, aber auch nach Stimulation, die in jedem Menschen begründet liegt. Dieser »Hunger« nach Mitmenschlichkeit charakterisiert ihn so, daß man ohne weiteres sagen kann: Ohne ihn bezeugende Mitmenschen wäre er nicht das, was er ist. Erst sein »Hunger« nach einer Gruppe von gleichermaßen Erfassten und Strebenden macht ihn zum Menschen. Als Isolierter könnte er seine Existenz nicht sichern.

In der Liebe wird der »Hunger« bis zum Exzeß gesteigert. Die Vereinigung zweier Menschen käme ohne diese Sehnsucht nach dem liebenden Menschen nicht zustande. Die Anziehung der beiden Geschlechter aufeinander kann in diesem Sinne ebenso als »Hunger« betrachtet werden. Wir sprechen ja geradezu von Liebes-»Hunger«. Individuen, die in ihrer frühesten Kindheit nicht jene Wärme und Stimulation erfahren durften, die ein Mensch zu seinem Gedeihen unbedingt benötigt, werden zeitlebens – meist vergeblich – hoffen, jene überzeugende, liebende Erfahrung zu gewinnen, die ihnen nicht zuteil wurde. Da sie indes infolge ihrer früheren Verkürztheit eine derart hohe Erwartung an die ihnen Entgegenkommenden hegen, werden sie meist, auch nach einer entsprechenden Begegnung, »hungrig« bleiben.

Bis zu einem gewissen Grade strebt jeder Mensch nach Geltung, mit Ausnahme derer, die sich gerne, oder vielleicht allzu bereit – etwa in masochistischem Triumph – unterordnen. Persönlichkeiten, die in Betrieben an die Spitze gelangen, besonders aber im politischen Bereich, sind nicht selten Menschen, die einen regelrechten Macht-»Hunger« an den Tag legen. Ihre Machtgier ist oft derart, daß sie zu immer mehr Aneignungen von Objekten führt. Dadurch geben sie bereits Anlaß zu ihrem späteren Sturz. Der Machthunger verleitet sie, derart viel zu »fressen«, daß sie zugrunde gehen müssen, weil sie das Einverleibte nicht mehr zu verdauen vermögen. Ein solcher Machthunger kommt oft bei Menschen zustande, die in früher Kindheit, infolge schwieriger familiärer Verhältnisse, Broken-home-Situationen, bzw. eines fehlenden Elternteils oder fehlender Eltern und Aufwachsens bei Pflegefamilien oder in Heimen, nicht die Muße, Ruhe und Zuwendung erleben durften, die für sie notwendig gewesen wären (RENTCHNIK et al., 1977). Sie brauchen dann im späteren Leben immer mehr Menschen, um ihren »Hunger« zu stillen, können ihn aber dennoch nie befriedigen. Wir sehen also häufig an der Spitze von autoritär geführten Staaten Menschen, die einen derartigen Macht-»Hunger« entwickeln, daß sie unersättlich sind und ständig zu verschlucken drohen, was sich in ihrer Nähe als schwach erweist. Die umgebenden Staaten bzw. die politischen Partner lassen sich durch solche Menschen oft beschwichtigen, so wie im Märchen, in dem der

Wolf die Großmutter und Rotkäppchen verschlingen konnte, nachdem er seine Harmlosigkeit beteuert und seinen aggressiven Hunger verschleiert hatte.

Die Menschen, die in ihrer frühen Kindheit vernachlässigt wurden, neigen zu Kränkungen und entwickeln meist eine Tendenz zu ungeheuren Wutausbrüchen und Rachegefühlen – in diesem Zusammenhang spricht man sehr oft von Rache-»Sucht«. Der »Hunger« nach Rache steigert sich bei gewissen unter ihnen sogar zum unwiderstehlichen, unersättlichen und stets zur Wiederholung neigenden Verlangen nach Verletzung der sie Umgebenden, durch die sie – oft nur vermeintlich – gekränkt worden sind. Diese ungeheuren Rachetendenzen dürften in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts in Deutschland viele den Nationalsozialisten zuge- trieben haben. Sie erwarteten, mit Hilfe der Parteigenossen, ihren »Hunger« stillen und ihren grausamen Rachegefühlen nachleben zu können. Indem sie Unschuldige in Konzentrationslagern hungern ließen, folterten, schändeten oder – unter fürchterlichen Bedingungen – umbrachten, wähten sie, in ihren kompensatorischen Größenvorstellungen, die ihre Minderwertigkeitsgefühle überbrücken sollten, sich zu erhöhen. Der Herrenmenschenwahn trieb sie noch mehr zu Abscheulichkeiten. Millionen Menschen mußten das Leben lassen, gleichzeitig um den kannibalistischen Hunger der Nazis zu stillen und sich jenen überlegen fühlen zu können, die sich gegen die unvorstellbare Grausamkeit nicht zu wehren vermochten.

Im Normbereich liegt der »Tatenhunger« vieler Menschen. Unser Nervensystem ist derart beschaffen, daß es der ständigen Reize bedarf, um in einem Gleichgewicht zu bleiben. Bei totaler Abschirmung von äußeren Einwirkungen, unter Bedingungen von »sensory deprivation« (LILLY und SHURLEY, zit. in: GELLHORN und LOOFBOURROW, 1963; GROSS und ŠVÁB, 1969, u. a.), beginnt der Mensch schon nach zehn Stunden unter Sinnestäuschungen zu leiden. Vermag er nichts um sich herum wahrzunehmen, so stimuliert er sich offenbar selbst. Es können entsprechende Veränderungen im Elektroenzephalogramm festgestellt werden. Der »Hunger« nach Reizen, nach Stimulation, nach der Erkennung von »Gestalten«, die als solche identifiziert werden können, ist ein nor-

malpsychologisches Phänomen. Dementsprechend besteht auch ein »Hunger« nach immer neuem Erleben.

Ebenso kennzeichnet den Menschen seit seiner Geburt ein »Liebeshunger«, der, wie gesagt, dazu führt, daß bereits das Neugeborene sich mit seiner Lautgebung um Zuwendung durch andere bemüht. Sein »Hunger« nach Liebe begleitet den Menschen das ganze Leben und läßt ihn immer nach Partnerschaft Ausschau halten. Ist dieser »Hunger« unstillbar, so wird der davon Betroffene nur in unsteten Beziehungen leben können, weil er immer anderswo die endgültige Erfüllung seines Wunsches nach Nähe, seines Liebeshungers, erwarten wird.

Bei Menschen, die in ihrer frühesten Kindheit nicht genügend Wärme, Stimulation und damit nur ungenügend Kognitionsmöglichkeiten erfahren haben oder aber übergebührlich damit versehen und so sekundär frustriert worden sind, ergibt sich zeitlebens jener »Hunger« nach liebender Zuwendung, der kaum je gestillt werden kann (KOHUT, 1971/1973, 1977/1978), nach der Erfahrung eines Objektes, das sie einerseits vom Bereitsein zur Partnerschaft eines anderen Menschen und andererseits von ihrem Selbstwert überzeugen könnte.

Wie RENÉ SPITZ (1960) in seinen Beobachtungen an 91 Säuglingen in einem Findelhaus festgestellt hat, entwickelten sich Kleinkinder, die nach drei Monaten Ernährung an der Mutterbrust in ein Heim gegeben wurden, nicht mehr wie gesunde. Sie waren der Obhut einer Pflegeperson anvertraut worden, die durchschnittlich für zehn Kinder zu sorgen hatte, oft für eine noch größere Zahl. Die körperliche Betreuung der Kinder war gut. Die Betreuerin hatte sich gleichzeitig mit zehn Schützlingen zu befassen. Sie erhielten daher nur den zehnten Teil der gefühlsmäßigen mütterlichen Zuwendung und kamen emotional zu kurz. Es entwickelte sich bei diesen Kindern ein von Monat zu Monat ausgeprägter werdendes klinisches Bild, dessen Schwere direkt proportional zu der Dauer der Trennung von der Mutter war. Im ersten Monat wurden die Kinder weinerlich, anspruchsvoll, und sie klammerten sich an den Beobachter, der Kontakt mit ihnen aufnahm. Im zweiten Monat verwandelte sich das Weinen in ein Schreien. Es kam zu Gewichtsverlust und Entwicklungs-

stillstand. Der dritte Monat brachte eine Kontaktverweigerung der Kinder und eine pathognomische Position: Sie lagen in ihren Bettchen meist auf dem Bauch. Ihr Schlaf war gestört. Sie nahmen weiter an Gewicht ab, und es traten oft interkurrente Erkrankungen auf. Eine Generalisierung der motorischen Verlangsamung und ein starrer Gesichtsausdruck waren festzustellen. Nach dem dritten Monat blieb die Starre des Gesichts bestehen. Das Schreien wurde von einem leisen Wimmern abgelöst, die motorische Verlangsamung durch Lethargie. In der Nachuntersuchung ergab sich, daß 34 (= 37 %) dieser beobachteten Kinder innert zweier Jahre gestorben waren. Der geschilderte Prozeß war bis zum 5. Monat reversibel, wenn das Kind zur Mutter zurückgegeben wurde. Diese Störung wurde durch SPITZ (1960) als ein Symptom des »Hospitalismus« betrachtet. Er kennzeichnete das Zustandsbild als »anaklitische Depression«, in Anlehnung an das Bild der Erwachsenenendepression.

Diese Beobachtungen an Säuglingen zeigen, wie sehr die gedeihliche Entwicklung eines Kindes auch von der affektiven Zuwendung und der Stimulation abhängt. Meist wird es nicht zu solchen Extremen der emotionalen Unterversorgung kommen, doch wird, auch bei geringerer gefühlsmäßiger Mangelersahrung, zeitlebens ein Schaden bestehenbleiben, indem einerseits ein – unstillbarer – emotionaler Hunger übrigbleiben wird und andererseits die Betroffenen durch ihre Tendenz zur Einverleibung des Objektes keine echte Begegnung mit einem Mitmenschen, keine tragende Kommunikation erfahren können.

Selbst eine kurzzeitige, einige Tage dauernde Trennung von der Mutter in den ersten beiden Lebensjahren kann, wenn keine entsprechende Ersatzperson in die Lücke springt, keine Betreuerin auf das offensichtliche Werben des Kleinkindes reagiert, schwerwiegende Folgen haben (BOWLBY, 1973/1976; JAMES and JOYCE ROBERTSON, 1975). Die Kinder verhalten sich nach einer solchen kurzen Trennungserfahrung noch einige Wochen nachher aggressiv-trotzig, verweigern etwa das Essen und sind noch auf Jahre hinaus ängstlich, wenn die Mutter nicht dort ist, wo sie vermuten. Der während einiger Tage ausgestandene gefühlsmäßige Mangel stört ihren Appetit sowie ihren Schlaf und läßt sie aggressiv gegen

ihre nächste Bezugsperson, die Mutter, werden, ihr so einerseits zeigend, daß sie gefühlshungrig geblieben sind, und ihr andererseits bedeutend, daß sie sie für das erlittene Leid bestrafen möchten.

Auch im Affenexperiment (HARLOW, 1962, 1967) konnte gezeigt werden, wie wichtig das Wärmeerleben für das Aufwachsen von Lebewesen ist. Die beiden HARLOWS ließen die Hälfte der Äffchen bei einem Muttersurrogat, das aus einem Eisendrahtgestell bestand, an dem Milchflaschen befestigt waren, aufwachsen, und die Hälfte bei einem Muttersurrogat, das mit einem synthetischen Fell (Terrycloth) überzogen und ebenfalls mit Milchflaschen versehen war. Die Äffchen, die durch die Fellersatzmutter ernährt wurden, entwickelten emotionale Beziehungen zum Muttersurrogat, wie wir sie von jungen Affen zu ihrer leiblichen Mutter kennen. Bei Gefahr suchten sie Schutz am Pelzmuttergestell. Die Äffchen, die nur die »Eisendrahtmutter« kannten, zeigten keinerlei emotionalen Rapport zum Mutterersatz, und sie suchten dort auch keinen Schutz, wenn sie in Gefahr standen. Ebenso war die Fortpflanzung der Tiere, die mit dem Eisendrahtgestell aufwachsen, gestört, während die generativen Funktionen bei Affen, die bei der »Fellmutter« groß wurden, intakt blieben und die Tiere sich vermehrten. Später wurde die »Fellersatzmutter« durch einen Glasbehälter von den jungen Äffchen getrennt. Es ließ sich erkennen, daß die bloße Sichtbarkeit der »Pelzmutter« die jungen Affen in Angstzuständen zu beruhigen vermochte. Es zeigte sich sogar, daß die visuell wahrgenommene »Pelzmutter« auch in ruhigen Situationen eine positive Reaktion bei den jungen Affen erzeugte.

Von G. BENEDETTI (1976) erhielt ich die persönliche Mitteilung, daß bei Bewegung des Eisendrahtgestells mit Milchflaschen junge Äffchen, die damit großgezogen wurden, sich ebenfalls normal entwickelten. Wir dürfen selbstverständlich nicht vom Tierversuch auf den Menschen schließen. Doch ist von den SPITZschen (1960) Untersuchungen mit einer Gesichtsmaske bekannt, daß das Dreimonatslächeln der Kinder nur dann bei deren Vorzeigen erfolgt, wenn sie bewegt wird. Mütter wissen spontan davon, daß sie ihren Kopf in der frontookzipitalen Ebene bewegen müssen, wenn das Kind lächeln soll. Es weisen demnach auch diese Experimente darauf hin,

daß das Kind, neben der physikalischen und emotionalen Wärme, der Stimulation durch Bewegung und Erkennungsmöglichkeiten von Gestalten (z. B. Gesichtsmasken, auf denen Mund, Nase und Augen aufgezeichnet sind) bedarf. Wird in dieser Beziehung einem Säugling zu wenig geboten, so bleibt er »hungrig«.

Der »Hunger« ist nicht nur eine Angelegenheit des Magens, sondern auch des Narzißmus. Erhält ein Individuum im Kleinkindesalter nicht genügend Bestätigung in Form von Wärme, Stimulation und Kognitionsmöglichkeiten, so bleibt es ungestillt im Bereiche des Selbst. Es bleibt liebes-»hungrig«. Aber auch Kinder, die übermäßig umhegt worden sind, leiden in ihrem späteren Leben unter diesem emotionalen »Hunger«, weil ihnen niemand die frühkindliche Verwöhnung zu ersetzen vermag. Dieses »Hungrig-Sein« nach Liebe bedeutet, daß der betreffende Mensch zeitlebens eine Leere in seinem Selbst, in seinem Selbstgefühl, schmerzhaft erlebt und alles daransetzt, diese schmerzhaft empfundene Befindlichkeit zu beheben. Interessant ist in diesem Zusammenhang das Sprichwort: »Die Liebe geht durch den Magen«, wobei wir uns fragen müssen, ob wirklich nur die Ernährung an sich gemeint ist, oder nicht vielmehr das Zu-sich-Nehmen liebevoll zubereiteter und dargebotener Speise. Damit wäre wiederum nicht die Füllung des Magens das Hauptkriterium, sondern die Er-»füllung« von Wünschen, die das »ungestillte« Selbstgefühl er-»füllten«. Dem Menschen geht es, wie erwähnt, nicht nur um die Befriedigung oraler Bedürfnisse, sondern auch um das Bekommen einer stützenden und erwärmenden Zuwendung von anderen, um sogenannte narzißtische Gratifikationen durch Objekte. Kein Mensch kann auf die Dauer in der Lieblosigkeit existieren.

Konzentrationslagereinwirkungen waren nicht nur wegen der scheußlichen und ständig immanenten Bedrohung durch Vernichtung in dem bekannten Maße lebensgefährlich, sondern auch wegen der Vernichtung der Menschen in dauernder Lieblosigkeit und Grausamkeit bedrohlich. Die Betroffenen wurden dermaßen in ihrem Selbst geschädigt, daß sie sich oft mit dem Feind identifizierten und von einem Wertlosigkeitsgefühl in bezug auf sich selbst ergriffen wurden. Es ist von verschiedenen Autoren (VON BAEYER, KISKER, 1960;

LEMP, 1967; EITINGER, 1969 und andere) bekannt, daß ehemalige Konzentrationslagerinsassen dermaßen geschädigt wurden durch das damalige Erleben, daß sie später an Depressionen, Ängsten, Mißtrauen und psychosomatischen Störungen litten. Die menschliche Existenz wurde in diesen Lagern dermaßen durch Aushungern und mit allen Foltermethoden gepeinigt und entwürdigt, daß sich später mit dieser Entleerung des Selbst und dem im Lager hypertrophierten, grausamen Über-Ich kaum mehr leben ließ. Viele dieser Menschen dürften nicht nur infolge Nahrungsmangels, sondern auch wegen des absoluten Fehlens an Mitmenschlichkeit zugrunde gegangen sein. Sie blieben in jeglicher Beziehung hungrig und verhungerten schließlich nicht nur an mangelnder Nahrungszufuhr, sondern auch an einem absoluten Fehlen irgendeines Zeichens von Menschlichkeit bei den Bewachern.

Wenn wir in der gezeichneten Weise von Hunger sprechen, so meinen wir demgemäß nicht nur das »Nagen am Hungertuch« *und/oder das Begehren nach körperlicher Sättigung, sondern vor allem auch den Wunsch nach einer emotionalen Wärmung und Erfüllung. Bekanntlich lebt der Mensch nicht von der materiellen Einverleibung alleine, sondern ebenso oder mehr noch von der gefühlsmäßigen Befriedigung. Zwar wird sich die mitmenschliche Zuwendung z. B. über die Gefühlsregungen, die ein körperliches Substrat im limbischen System aufweisen, im so angesprochenen Menschen auswirken, doch bleibt uns noch verborgen, was bei diesem Gefühlsvorgang von einem Individuum auf das andere überspringt. Wenn auch bekannte körperliche Vorgänge dadurch ausgelöst werden, ist das Problem, was die menschliche Interaktion ausmacht, noch ungelöst. Ist es beispielsweise allein die Information über die wohlwollende Zuwendung, die ein Individuum durch den mimischen und pantomimischen Ausdruck wie auch durch die »Sprache« der Augen und den verbalen Ausdruck des anderen erhält? Tatsache bleibt, daß bei der Unmöglichkeit, ein empathisches Mitgehen durch andere zu erfahren, der Mensch hungrig bleibt.

* Vorhang während der Fastenzeit im Chor der Kirche, der etwa bestickt oder bemalt war. Beim Fasten sagte man von den Gläubigen wohl, sie würden »am Hungertuch nagen«.

Wie bereits unsere bisherigen Ausführungen zeigen, beruht das Phänomen des »Hungers« auf einem sehr komplexen psychosomatischen Geschehen. Da aber kein Erleben ohne somatisches Substrat denkbar ist, und der Begriff »Hunger« ohnehin auch eine körperliche Befindlichkeit anzeigt, haben wir uns in den kommenden Ausführungen auch mit den neurophysiologischen und metabolischen Aspekten des Problems auseinanderzusetzen. In bezug auf das »Hungern« nach Liebe, nach Zuwendung, nach Stimulation ist von seiten des körperlichen Prozesses bis heute nur soviel bekannt, daß, wie wir dargestellt haben, unser Nervensystem der äußeren Reize bedarf, damit es im Gleichgewicht bleibt. Was das somatische Substrat des Hungergefühls in bezug auf die Nahrung anbetrifft, sind die Untersuchungen schon vielfältiger (BROBECK, 1979). Wir werden in den Kapiteln über Anorexia nervosa und über die Adipositas uns noch eingehender mit diesem Aspekt zu befassen haben.